



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 19.

Samstag, 23. Januar

1926.

Die Lampe mit dem roten Schirm.

(18. Fortsetzung.)

Roman von Otto Schwerin.

(Nachdruck verboten.)

Siebentes Kapitel.

Herr Kreislinger, der Mitbesitzer der Firma Dupont, begrüßte Luz in einem recht mäßigen Italienisch, und der Detektiv, der keine Lust hatte, sich mit einem Deutschen in einer anderen Sprache als seiner eigenen Muttersprache zu unterhalten, bat den Chef der Firma Dupont u. Co. in deutscher Sprache höflich um eine Unterhaltung unter vier Augen.

Etwas erstaunt und mißtrauisch zu gleicher Zeit kam Herr Kreislinger diesem Wunsche nach und öffnete, mit einem Seitenblick auf seinen gutgekleideten Besucher, die Tür seines Privatbureaus.

Luz, der wohl merkte, daß ihn Herr Kreislinger im Verdacht einer Bettelei oder einer ähnlichen Attade auf seinen Geldbeutel haben mochte, beeilte sich, ihn eines Besseren zu belehren.

„Herr Kreislinger“, sagte er, „ich komme mit einer Bitte zu Ihnen“, und er legte die verschiedenen Knöpfe vor sich auf den Tisch.

„Diese Knöpfe werden doch wohl bei Ihnen verarbeitet?“

„Jawohl“, antwortete Herr Kreislinger überrascht und gleichzeitig etwas beunruhigt, denn er konnte sich den Zweck der sonderbaren Frage natürlich nicht erklären. „Die Knöpfe sind schon von uns, es steht ja unsere Firma drauf.“

„Schön“, sagte Luz, „und diese Halbfugelknöpfe haben Sie wohl auch garniert?“ Bei diesen Worten überreichte er Herrn Kreislinger zwei der großen Zierknöpfe, die dieser in die Hand nahm und aufmerksam betrachtete. Es waren zwei mittelgroße Knöpfe, aus sogenanntem Gallalith, konverg geformt, in sauberer Ausführung, dunkelblau, mit einem schmalen weißen Rand.

„Die Knöpfe stammen auch aus unserem Atelier“, sagte Kreislinger nach kurzem Betrachten.

„Dann danke ich Ihnen vielmals“, sagte Luz und steckte die Beweisstücke des Falles Prohaska wieder in seine Tasche.

„Verzeihen Sie, mein Herr“, sagte nun Herr Kreislinger höflich. „Darf ich mir die Frage erlauben, was Ihre Nachforschung bezweckt?“

„Selbstverständlich dürfen Sie das. Es ist Ihr gutes Recht. Meine Recherchen werden im Interesse der Aufklärung eines wichtigen Kriminalfalles vorgenommen.“

„Sooo!“ machte Herr Kreislinger und seine Miene wurde sehr respektvoll. „Dann handelt es sich sozusagen um eine polizeiliche Ermittlung.“

„Jawohl“, sagte Luz lächelnd. „Etwas Ähnliches ist es schon.“

„Ich stehe selbstverständlich voll zur Verfügung“, bezeugte sich Herr Kreislinger zu versichern. „Haben Sie sonst noch eine Frage?“

„Ja, Herr Kreislinger“, antwortete Dr. Luz. „Sie erinnern sich also, daß beide Arten Knöpfe in Ihrem Atelier verwandt worden sind. Können Sie nun vielleicht auch feststellen, an wen Sie ein Kleidungsstück, das mit jenen großen, weißblauen Knöpfen versehen war, geliefert haben?“

„Das ist wohl möglich“, gab Herr Kreislinger zu. „Bei uns wird über jedes gelieferte Stück genau Buch geführt. Gedulden Sie sich bitte einen Augenblick“, und schon hatte Herr Kreislinger die Tür seines kleinen Bureaus geöffnet und rief:

„Fräulein Novotny soll unverzüglich hierherkommen und das Bestellsbuch mitbringen.“

Wenige Sekunden darauf trat eine Dame in mittleren Jahren ein. Sie hatte ein Zentimetermaß um den Hals hängen und die ganze linke Brustseite mit Stednadeln bespickt. Unter dem rechten Arm trug sie ein Geschäftsbuch.

„Fräulein Novotny“, redete sie der Chef an, „sehen Sie doch bitte mal nach, an wen wir ein Kostüm mit diesen Knöpfen geliefert haben. Der Herr hier interessiert sich dafür.“

Die Angeredete betrachtete die Knöpfe nur einen kurzen Augenblick, nickte dann kurz und schlug das mitgebrachte Buch auf.

„Hier“, sagte sie. „Ein Kostüm, Form Hella, dunkelblauen Chediot, Qualität 346/45 usw. Garnitur acht Knöpfe Nr. 5478/6. Besteller: Frau Helene Pobschitz in Breslau, Schillerstraße 12.“

„Wann geliefert?“ fragte Luz.

„Am 3. April, also vor ungefähr zwei Monaten.“ Nach einem erneuten Blick in das Buch fuhr Fräulein Novotny fort: „Die Dame wohnte im Hotel de la Ville, war zweimal zur Anprobe hier und mußte dann abreißen. Das Kostüm wurde an genannte Adresse nach Breslau nachgeschickt.“

„Danke schön“, sagte Luz. „Sie haben die Knöpfe aber wohl noch mehrere Male verarbeitet?“

„Jawohl, noch einmal, und zwar erst vor wenigen Tagen.“

„Können Sie den Besteller feststellen?“ fragte Luz ruhig.

„Jawohl. Hier, ein Kostüm, Form Grifa. Dunkelblauer Colienne, Schnitt Nr. 34 usw. Garnitur sechs Knöpfe 5478/6, bestellt und bezahlt von Herrn Linien-Schiffsleutnant Jvo von Monsteraß. Via San Giovanni 14, abgeliefert am 3. Juni an Fräulein Violetta Delys, Sängerin am Teatro Alfieri, Hotel Excelsior Palace, Hotelzimmer Nr. 42.“

Ohne mit der Wimper zu zucken, steckte Dr. Luz die Knöpfe wieder ruhig in seine Rocktasche.

„Weitere Kostüme, mit diesen Knöpfen garniert, haben Sie wohl nicht angefertigt?“ fragte er.

„Nein, mein Herr“, antwortete die Direktrice. „Um Ihnen diese Auskünfte zu geben, hätte es eines Nachschlagens nicht einmal bedurft, denn ich habe ein zu gutes Gedächtnis, um mich nicht ohne weiteres zu entsinnen, für wen wir diese teuren und relativ selten verarbeiteten Knöpfe garniert haben.“

„Dann danke ich Ihnen verbindlichst“, sagte Luz und griff nach seinem Hut.

„Bitte“, erwiderte Herr Kreislinger und öffnete zuvorkommend die Tür seines Bureaus. „Habe die Ehre. Empfehle mich bestens.“

Achtes Kapitel.

Eine Minute später stand Luz wieder auf dem belebten Corso und ließ die Menge achtlos an sich vorüber-
branden.

Die Stirn in ernste Falten gelegt, bog er langsam in die Via Nuova ein. Hatte er drinnen, im Geschäftslokal der Firma Dupont u. Co. nicht zeigen wollen und zeigen dürfen, welche Überraschung ihm die Mitteilung der Direktrice verursachte, so war ihm doch bei Nennung der Namen Monsterrath und Delys recht warm geworden.

Hundert gegen eins zu wetten, war das im Kamin der Prohastaschen Wohnung verbrannte Kostüm identisch mit dem Coliennelleid, das die Firma Dupont auf Bestellung des Linienchiffsleutnants von Monsterrath an die Sängerin Violetta Delys geliefert hatte. Was aber hatte Violetta Delys, die gefeierte, angesehene Künstlerin, mit der Mordangelegenheit Prohastka zu tun? Konnte die Verlobte eines k. und k. österreichischen Offiziers eine Mörderin sein?

Unsinn, überhaupt nur daran zu denken. Er verkehrte seit drei Wochen doch selbst aufs freundschaftlichste mit der Künstlerin, war fast tagtäglich mit ihr zusammen, und ein wenig Menschenkenner zu sein, durfte sich der berühmte Detektiv doch auch einbilden. Violetta Delys, die Mörderin des Feldmarschallsleutnants von Prohastka? Unmöglich! — Luz wies den Gedanken weit von sich.

Aber — als erwiesen konnte angenommen werden, daß das im Kamin der Prohastaschen Wohnung verbrannte Kostüm durch die Firma Dupont u. Co. an Violetta Delys geliefert worden war.

Weiter. — Die Ermittlungen, verbunden mit Zeugenausagen, hatten ergeben, daß die zur Zeit des Verbrechens in Prohastkas Wohnung anwesende Frau groß, jung, schlank, schwarzhaarig und elegant gekleidet war. Hunderte derartiger Damen mochten in Triest herumlaufen, die schlank, schwarz, elegant und von großer Figur waren, aber — daß das Signalement auch in allen Punkten auf Violetta Delys zuträfe, war hinwiederum nicht zu leugnen.

Ferner, wenn Luz recht überlegte, so war ihr Benehmen heute nachmittag im Hotel immerhin sonderbar, wenn nicht gar verdächtig gewesen.

Mit welchem Eifer hatte sie doch versucht, ihn, Luz, umzustimmen und ihn davon abzuhalten, sich mit der Angelegenheit Prohastka zu befassen.

Warum hatte sie gestern noch nicht das geringste Interesse für die Untersuchung des Falles und für seine Einzelheiten gezeigt, während sie heute, wo, wie sie wußte, Luz sich mit der Sache befaßte, sogar dringend gebeten hatte, der Untersuchung persönlich beiwohnen zu dürfen.

Das konnte alles Zufall sein, irgendeine Künstlerlaune, aber auch etwas anderes — weit weniger Harmloses.

Ein leiser Argwohn stieg nun doch langsam in dem Detektiv auf und wollte nicht mehr weichen.

Kannte er die Delys eigentlich näher?

Wenn er offen sein wollte, mußte er zugeben, daß er von ihr soviel wie nichts wußte.

Sie schien eine gebildete, sicher eine kluge und geistreiche Person zu sein, — aber immerhin Theaterdame, Künstlerin.

Unsinn. — Dummheiten! — Gar nicht daran zu denken. — Violetta Delys konnte und durfte keine Mörderin sein!

Aber eigentlich wußte noch niemand etwas Genaueres über das Motiv in der Prohastaschen Angelegenheit. Allerlei Vermutungen waren wohl erörtert worden, aber Gewissheiten hatte niemand. Und daß Frauen aus gekränktem Stolz, beleidigtem Ehrgefühl oder aus Rache zur Mörderin geworden sind, war für ihn, den gewiegten Kriminalisten, eine Tatsache, die nichts Erstaunliches an sich hatte.

Luz war grübelnd in der Richtung nach der Via Stadion weitergegangen. Ein ziemlich derber Rippenschlag eines Arbeiters, der einen schweren Sack über die Straße trug, weckte den Detektiv aus seinem Sinnen auf.

„Ach was! — Weg mit diesen Gedanken.“

Er blieb mit seinem Spazierstock eins, zwei, dreimal durch die Luft, als wolle er einen unsichtbaren Feind abwehren, dann bog er in die vor ihm liegende Via Stadion ein und betrat das vierte Polizeirevier.

Als Dr. Luz gegen sechs Uhr in sein Hotel zurückkehrte, hatte er einen Abzug des von Bondra inzwischen photographierten Fingerabdrucks in der Brieftasche. Die Zeitschrift, auf deren Umschlag die recht deutliche Fußspur abgedrückt war, trug er sorgfältigst verpackt unter dem Arm.

Beim Eintritt in das Hotel bemerkte er zu seiner großen Überraschung den Leutnant von Monsterrath und Violetta Delys, die in der Vorhalle wartend saßen.

Waren die beiden von ihrem Spaziergang schon zurückgekehrt oder hatten sie das Hotel überhaupt gar nicht verlassen?

Die Antwort auf diese Frage sollte er bald erhalten, denn kaum, daß Violetta, die der Eingangstür gegenüber saß, ihn erblickt hatte, winkte sie schon mit ihrer rechten Hand, so daß Luz, selbst wenn er es beabsichtigt hätte, nicht mehr unbemerkt auf sein Zimmer entweichen konnte.

Er machte daher gute Miene zum bösen Spiel, und mit einem höflichen Nicken auf den Lippen näherte er sich dem Offizier und seiner Begleiterin.

„Endlich!“ rief Violetta aus. „Wissen Sie, wie lange wir hier schon auf Sie warten?“

Luz zuckte bedauernd die Achseln und zog die Hand Violettas an seine Lippen. „Dienst ist Dienst, Signorina“, sagte er. „Ich bin erstaunt, Sie hier zu sehen. Haben Sie denn an der Aufklärung meines Kriminalfalles ein solches Interesse, daß Sie dieserhalb den geplanten Spaziergang aufgegeben haben?“

(Fortsetzung folgt.)

Jochen Steen.

Von Ad. Wittmann.

Wo der Strom sich über breite Matten in die See ergießt, steht auf dem hohen Marschdeich ein weißer, weithin schimmernder Leuchtturm. In dem haust Jochen Steen, der Leuchtturmwächter, ein langer, breitschultriger Mensch mit einem Glasauge, das in der Farbe nicht ganz zu seinem anderen Auge paßt. Sein Alter ist schwer zu bestimmen. So, wie er jetzt aussieht, hat er schon immer ausgesehen, und wer ihn kennt, den würde der Gedanke fremd anmuten, daß er sich je verändern könnte. Einsam und schweigend wie ein alter Seeadler horstet Jochen Steen auf seinem Leuchtturm und äugt über die weite Wasserfläche, die sich in stetem Gleiten stromauf und -ab bewegt, wie es die Tide will. Er sieht gewaltige Schiffe ihres Weges ziehen, die hier, wo schon die Meeresweite Raum und Gegenstand beherrscht, nur klein erscheinen. Er sieht im Sonnenschein das Watt wie flüssiges Metall erglänzen und bei schlechtem Wetter den Nordwest in schmerzlichen Regenschauern landwärts ragen. Er lauscht im bleiernen weißen Nebel dem dumpfen Warnungsruß der Dampfstreuen und hört das Schöpfung heisende Geklänge kleiner Segelschiffe. Er fühlt die Ebbe und die Flut in seinem Blute und ist mit der Natur der Küste so verwachsen, daß er die Menschen nicht entbehrt.

Jochen Steen steht mit seinem einen Auge mehr als andere mit zweien, und was der Strom an herrenlosem Gut herunterführt, wird ihm zur Beute. Er klappt es am Fuße seines Leuchtturms auf, wo er ein kleines Lager alter Sachen unterhält, wie Körbe, Fässer, Bojen, Balken und dergl. mehr. Zuweilen zieht er auch auf Seejagd und Fischfang aus. Er ist der beste Segler weit und breit und kennt das Wasser so genau wie seine Hosentaschen.

Zu den Menschen ist er wortfarg und kurz angebunden, so lange sie lebendig sind, dagegen scheint er mit den Toten besser auszukommen.

Und wer als Wasserleiche stromabwärts verschlagen wird, der braucht trotzdem an einem trockenen Grab nicht zu verzweifeln. Am Tor der See wacht Jochen Steen und späht nach stillen Schwimmern aus. Er fischt sie auf, bringt sie an Land und sorgt dafür, daß sie bestattet werden.

Eines Tages, in der wilden Zeit, als der Maurer Hannis Jürgens Landrat war, wurde Jochen Steen aufs Amt beschieden und ging nicht hin. Dann kam der Landrat an einem Sonntag zu Erik Hüttmann in die Wirtschaft, wo er eine Volksversammlung abzuhalten hatte und ließ den Leuchtturmwächter vom Gendarm in aller Freundschaft holen.

„Ich wollte dir nur sagen, daß wir keine Wasserleichen mehr gebrauchen können“, empfing er ihn auf Plattdeutsch. „Wenn du ersäufst, wirst du doch auch begraben werden“, entgegnete Jochen Steen.

„Ich bezahle. Für deine Kandidaten aber muß der Kreis bezahlen. Wir müssen sparen — wir kommen nicht aus.“ Er wandte sich, Zustimmung heischend, an seine beiden Kameraden, mit denen er Stat gespielt hatte und diese nickten. Sie befanden sich alle im Hinterzimmer und die Kartenspieler hatten der Hitze wegen die Röcke ausgezogen.

Jochen Steen blickte weit über die stattspielenden Vorgesetzten hinweg, als ob er irgendwo im Strom ein altes Faß gesichtet hätte, und entgegnete nach einer Pause besinnlichen Schweigens, ohne das geringste Gefühl für seine Abhängigkeit: „Dann müssen wir eben an deine Stelle einen hinsetzen, der richtig lesen und schreiben kann und nicht die größten Knochen im Maul hat.“

Der Landrat fuhr zusammen und geriet in Wut. Er wollte Jochen Steen einen strengen Verweis erteilen, da sich dies jedoch mit dem Tonsfall der plattdeutschen Sprache schwer vereinigen ließ, seine Kollegen ihn aber auch ausgelacht haben würden, wenn er hochdeutsch gesprochen hätte, so wählte er den ihm ohnehin näherliegenden Ausweg und setzte auf Jochen Steens großen Klob einen nicht minder großen Keil. Er schleuderte ihm eine noch unpoliertere Antwort entgegen. Jochen Steen blieb in seiner bedächtigen etwas schwerfälligen Einfiedlerart nichts schuldig und bald waren die beiden in vollem Gange, sich gegenseitig so unbehagene Klöße in Gestalt von verben Reden an den Kopf zu werfen, daß die Zuhörer in ein schallendes Gelächter ausbrachen. Schließlich rief der Landrat mit lauter Stimme, daß Jochen Steen entlassen sei, was dieser ruhig und sachlich mit einem Zitat aus „Göh von Verlichingen“ beantwortete.

Dann ging er, mit beiden Händen in den Hosentaschen, davon. Jochen Steen war in seiner Einsamkeit ein Mensch von starken Instinkten geworden. Er wußte gefühlsmäßig ganz sicher, daß Hannis Jürgens ihn nicht von seinem Leuchtturm fortbringen werde, ohne auch nur einen Augenblick darüber nachzudenken. Er wußte überhaupt manchmal mehr als seine Mitmenschen. Blut strömte bergan wie Zukunft, Ebbe strömte bergab, wie Vergangenheit; und inzwischen war Stauwasser, dann verwischten sich die Grenzen und es unterließ ihm in seiner Vorstellung unklare Begebenheiten, die noch gar nicht geschehen waren.

Und Jochen Steen behielt recht.

Am Nachmittag stand er am Fuße seines Leuchtturms und sägte Holz, als er das einzige Lustboot in dieser Gegend, die Segelholle von Fris Hüttmann, auf den Strom hinausfahren sah. Er mochte das Fahrzeug nicht leiden. Es war ihm zu elegant und zu rank, und wie es nun im Schutze des langvor springenden Staks, besetzt mit singenden jungen Leuten, dem offenen Fahrwasser zustrebte, brummte er unbefriedigt vor sich hin und warf mit seinem einen Auge einen prüfenden Blick in das Wetter. Die Sonne stach und wollte einen warmen Frühlingstag vortäuschen. Am Horizont stand blauer Dunst und der Nordwest begann allmählich zuzulegen. Er trieb nur kleine Wellen vor sich her. Sobald jedoch die Ebbe jetzt gleich eintrat, mußten Wind und Strom im tiefen Flußlauf wie zwei wilde Buben balgen und hohe spitze Wogen aufeinander türmen, die einer kleinen Flotte gefährlich werden konnten.

Darum brummte Jochen Steen und sägte heftig.

Das Wasser auf den Sänden blieb noch eine Weile ruhig, doch in der Rinne wurde es schon trauer und hier und da kam auch ein weißer Schaumkopf zu Gesicht. Ein Ewer, der dort draußen kreuzte, tanzte munter auf und ab und eine große dunkle Wolke, die sich vor die Sonne schob, verlieh dem Bilde eine düstere Stimmung. Der Strom erschien ganz schwarz und seine weißen Rämme leuchteten wie die gestärkten Krausen festlich aufgepukter Leichenträger.

Jetzt gab Jochen Steen das Sägen auf und schaute nur noch nach der Flotte aus, die in dem wirren Wasser heftig hin- und hergeworfen wurde. Der Schaum flog wie zwei lange, weiße Fahnen flatternd vor dem Bug, um dann in tausend kleine weiße Feden zu zerfließen, und das Fahrzeug nahm viel Wasser über. Die jungen Leute hatten aufgehört zu singen und schaukelten aus Leibeskräften, um sich von dem Wasser zu befreien, aber als sie vor dem Sande wenden wollten, war in dem Gewoge, das der Strom jetzt bildete, das Schiff nicht durch den Wind zu bringen.

„Wer ist da in der Flotte?“ fragte Jochen Steen den Gänsejungen Hüttmanns, der den Deich entlangelaufen kam. „Dem Landrat seine Sungs und ihre Freunde“, rief der Kleine.

Da lachte Jochen Steen, daß es dem Jungen angst und bange wurde. Das Lachen prallte an dem Leuchtturm ab und hüpfte wie ein flacher Stein, von Menschenhand geworfen, übers Wasser hin. Dann wurde es ganz still, der

Wind blies plötzlich ein, als wäre er erschrocken, und kurz verflühdend sog der Schrei der Möwen durch die falsche Ruhe.

Die jungen Leute in der Flotte hausten und versuchten vor dem Winde aus dem Bezenkessel zu entfliehen. Ehe sie jedoch die schützenden Staks erreichen konnten, setzte der Sturm wieder ein, das Segel schlug unerwartet mit Gewalt herum und das Boot ging wie eine Taucherente unter Wasser. Die Schiffbrüchigen, die in der Ferne wie kleine schwarze Punkte anzusehen waren, kammerten sich an das gekenterte Fahrzeug und trieben, mit den Wellen kämpfend, stromab. Jochen Steen bekam es plötzlich eilig. Er warf alle Gefäßigkeit hinter sich und machte sein großes, steifes Fahrzeug klar. In wenigen Minuten hatte er die Segel gesetzt und schob mit weißbrandendem Bug hinter den Treibenden her. Er erreichte sie rechtzeitig und holte sie alle heraus. Die beiden Jungen des Landrats fischte er zuerst.

Am Abend kam der Landrat Hannis Jürgens zu dem Leuchtturm, um sich zu bedanken und wollte für eine Belohnung sorgen. Aber Jochen Steen entgegnete, er wolle keinen Lohn. „Wenn ich gewußt hätte, daß es deine Jungen waren“, sagte er, „dann hätte ich sie wieder hineingeworfen.“

Darauf ging Hannis Jürgens kopschüttelnd davon und erzählte überall, der Leuchtturmwächter sei ein sonderbarer Heiliger, mit dem man nichts anfangen könne. Er müsse auf seinem Turm sitzen bleiben, bis der Wind ihn zur Mumie ausgetrocknet habe, dann könne er ins Museum wandern.

Am Tor der See jedoch wacht Jochen Steen und späht nach stillen Schwimmern aus. Er fischt sie auf, bringt sie an Land und sorgt dafür, daß sie bestattet werden.

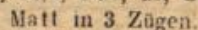
Welt u. Wissen

Eine Eislins als Feuerzeug. Eine Linse aus Eis? Wie soll das zugehen? Sehr einfach! schreibt der „Kosmos“. Man braucht bei kaltem Wetter nur einen schönen, klaren Tag abzuwarten, damit man sicher ist, daß in der folgenden Nacht das Thermometer einige Grad unter Null sinkt. Dann kann man ohne weiteres ein Eisgebilde von der Form jener bekannten Hülsenfrucht herstellen, von der auch die Glaslinsen in unseren Brillen und Fernrohren ihren Namen erhalten haben. Groß muß freilich die Linse sein, sehr groß; dann lassen sich auch sehr hübsche Versuche mit ihr machen! Für unsere Zwecke genügt eine Linse von der Größe eines Waschbeckens. Wir füllen also ein ganz glattes, möglichst gleichmäßig gewölbtes Waschbecken, das innen keine Rillen oder Stufen zeigen darf, mit klarem Wasser. Lassen wir nun das gefüllte Becken über Nacht im Freien stehen, so haben wir am nächsten Morgen eine wunderbare Eislins. Sie ist oben flach und unten gewölbt, also plankonvex, wie die Optiker sagen. Genau wie jede andere Linse, die in der Mitte dicker ist als außen, sammelt unsere Eislins die Lichtstrahlen, die auf ihre Oberfläche auftreffen, und vereinigt sie in einem bestimmten Punkt, ihrem Brennpunkt, der je nach Größe und Form der Linse mehr oder weniger weit von ihr entfernt ist. Die Sonne steht jetzt schon etwas höher am Himmel. Wir holen die Eislins aus ihrem schattigen Versteck hervor, in das sie wegen der Taugefahr gebracht wurde, und halten sie so gegen die Sonne, daß ihre ebene Fläche senkrecht zu den einfallenden Sonnenstrahlen steht. Es gelingt dann ohne weiteres, ein Stückchen Zunder, eine Zigarette oder dergleichen im Brennpunkt der Linse, wo die Sonnenstrahlen gesammelt werden, zu entzünden.

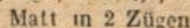
Die Temperatur der Gestirne. Die Astronomie ist durch Vervollkommen der lichtzerlegenden Apparate soweit vorangekommen, daß sie die Temperatur der Sterne feststellen kann. Besonders an den langen Winterabenden bliden wir gern einmal hinauf zum Sternenhimmel und vertiefen uns in die Weite und Masse des Welttraumes. In den Sternbildern sind von alters her leicht herausfindbare Gruppen von Gestirnen zusammengefaßt. Sie sind freilich von sehr verschiedener Größe und Entfernung. Das Licht legt in der Sekunde 300 000 Kilometer zurück. Jahre und Jahrhunderte brauchen die unser Auge ergötzenden Strahlen, um die Entfernung von den Sternen her zu überbrücken. Durch Ausstrahlung vermindert sich die Temperatur der Sterne, durch mechanische und chemische Vorgänge kann sie erhöht werden. Die Sonne hat heute etwa eine Temperatur von 6000 Grad an ihrer Oberfläche und ihr Licht braucht acht Minuten, um zur Erde zu gelangen. Der hellste Stern im Sternbild des Orion ist nur etwa halb so heiß, ein weniger heller in demselben Sternbild hat aber eine Temperatur von etwa 25 000 Grad. Die Messung erfolgt durch spektrale Zerlegung des Lichtes im Vergleich mit dem Spektrum eines schwarzen irdischen Körpers, der annähernd dieselbe Strahlung gibt und dessen Temperatur bekannt ist.

Dr. G.

731. G. Hume mit D. Pirnie.



732 A. Trilling-Essen



734 Dr. Rohr: Kc7, Tb4, Bb3, Ka6, Bh5, 3er.

Rannelforths Schachkalender 1926.

Schachverlag Hans Hedewigs Nachfolger, Leipzig.

Ein unentbehrliches Nachschlagewerk für jede Schachvereinigung, für alle Schachfreunde lehrhaft und interessant. Es enthält u. a.: Satzungen, Turnierordnung und Spielregeln des Deutschen Schachbundes; Verzeichnis der Schachverbände, vom Ausland der Gesamtverbände; der Welt-schachbund; Orte mit Schachverkehr (für den Schachfreund auf Reisen). Die Adressen bekannter Schachspieler und Problemkomponisten sind auf fast 2000 erweitert; auch

Löserliste der Weihnachts-Schachnüsse.

Lösungen.

728. a) I. Dd7; b) I. Ke3. — 729. I. Kf1+. — 730. I. Te5. — Löserliste: A. Wirth (728–30, wir suchen allen gerecht zu werden), A. Unger (728–30), J. Singer (727–29), Susi Nicolay (726, 727), Paul Krüger (724–30), Joh. Störcker (728–30), Jos. Riedel (728–30), S. Gradstein (728–30), J. Schmitt. Biebrich (728–30), C. Z. (727–30)

Bilder-Käusel



Fuß-Rätsel



Nebenfluß der Weser,
Wintersport,
Obstart,
kirchliche Handlung,
Solbad (in Hessen),
Blume (Primelart).

In die leeren Felder setze man die Buchstaben: a, a, a, a,
a, a, e, e, e, e, f, f, g, h, i, i, i, k, l, l, l, l, m, m,
m, n, n, n, p, r, r, s, t, u, u, u, u, u, u, u, u, u, u, u, u,
daß die wagrechten Reihen Wörter von gegebener Bedeutung
nennen. Auf die mit © bezeichneten Felder entfallen
jedesmal dieselben Buchstabenpaare.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 13.

Bilder-Rätsel: Jeder kehre vor seiner eigenen Tür. — **Wandel-Rätsel:** Hase, Haß, Baß, Faß, Fuß; Hase, Hase, Dose, Duse, Muse; Hase, Hast, Mast, Mist, Miß; Hase, Haie, Hain, Hein, Bein. — **Wort-Rätsel:** Loden, Ode.